

GÜTERSLOHER
VERLAGSHAUS



Gütersloher Verlagshaus. Dem Leben vertrauen

Reinhard Höppner

Versucht es doch!

3 %
reichen,

die Gesellschaft zu verändern

Gütersloher Verlagshaus

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten
sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete FSC-zertifizierte Papier *Munken Premium*
liefert Arctic Paper Munkedals AB, Schweden.

1. Auflage

Copyright © 2007 by Gütersloher Verlagshaus, Gütersloh,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH, München

Dieses Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes
ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt
insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen
und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Umschlaggestaltung: schwecke.mueller Werbeagentur GmbH, München

Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling

Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-579-06515-1

www.gtvh.de

INHALT

Einleitung 7

Kapitel 1 – Wir bleiben hier 9

- Ort der Erinnerung 9
- Wendeträume 12
- Der Wind der Veränderung 15
- Täuschungen und Enttäuschungen 16
- Die Chancen der doppelten Erfahrung 19
- Die Wüstenwanderung 23

Kapitel 2 – Es lebe der Unterschied 25

- Anpassung statt gemeinsames Lernen 25
- Vielfalt als Chance 32

Kapitel 3 – Grenzen überwinden 39

- Mauern heute 39
- Grenzen zwischen Arm und Reich 41
- Grenzen in unserer Arbeitswelt 44
- Grenzen bei Bildung und Gesundheit 49
- Gerechtigkeit in der Bibel 51
- Soziale Kompetenz und Solidarität 54
- Handlungsmöglichkeiten 60

Kapitel 4 – Gottes Bild und die Würde des Menschen 62

- Der sympathische Gott 62
- Das Ebenbild Gottes 66
- Die Kunst des Möglichen 69
- Die Macht der Würde 76

Kapitel 5 – Fortschritt und Globalisierung 85

- Die Endlichkeit der Erde 85
- Fortschritt heute 93
- Die Nebenwirkungen 99

Kapitel 6 – Politik und Macht	104
Auf der Suche nach der Macht	104
Identität und Macht	106
Macht in der Herbstrevolution 1989	111
Macht von Symbolen, Bildern und Medien	115
Machtausübung und Machtvakuum	118
Kapitel – Medien als lärmende Säule der Demokratie	124
Die Demokratie und die Medien	125
Die Medien und der Markt	128
Die Qualität und das Tempo	132
Die Macht und die Bilder	136
Was ist zu tun?	141
Kapitel – Eifrige Missionare	145
Missionierende Produkte	145
Sendungsbewusste Heilslehrer	149
Das Christentum als erste Globalisierungsbewegung	152
Missionarische Herausforderungen	155
Mission und Begeisterung	159
Kapitel – Erfolg und der Umgang mit Niederlagen	164
Vom Erfolg	164
Erfolgsorientiert leben	166
Der Umgang mit Niederlagen	169
Die Anfälligkeit der Verlierer	173
Kapitel 10 – Gewissen	177
Der Prozess ICH gegen ICH	177
Das (christliche) Gewissen und die Politik	183
Kapitel 11 – Schuld und Unschuld der Politiker	187
Thesenverzeichnis	203

Gerne singe ich das Lied vor mich hin. Die Kirchentagsbewegung hat es uns geschenkt. Und weil Hoffnungen auch über Mauern klettern, sich Melodien nicht im Stacheldraht verletzen, ist dieses subversive Lied schon damals bei uns angekommen. »Ihr fragt, ist das denn wahr, dass Wasser wird zu Wein, beim Fest zu Kana?« Die Antwort hat dem Buch seinen Titel gegeben: »Ich sage euch, versucht es doch, was damals ging, geht heute noch!« Eine Antwort, die man nicht verstehen kann, die man ausprobieren muss. Eine Antwort also, die man nur mit dem Leben geben kann. Eine Antwort, die von der Zuversicht lebt, dass Verwandlungen, dass Veränderungen möglich sind.

Von solcher Zuversicht lebt auch dieses Buch. Sie ist gut begründet. Wir haben erlebt, wie scheinbar Unmögliches möglich wurde in jenem Herbst 1989, von dem ich nicht müde werde zu erzählen. Unverwechselbare, aber hoffentlich nicht einmalige Geschichten. Erfahrungen, die keinen Schlusstrich vertragen und weiter wirken wollen. Erfahrungen von der Macht der Veränderung, die nicht von Mehrheiten kommt, sondern sich Mehrheiten schafft. Es waren damals kaum mehr als 3 %. Also kümmert euch um die 3 %, sagt die Erfahrung. Habt Geduld, bis die Zeit reif ist, aber bereitet euch schon heute darauf vor. Das war einmalig, sagen die, die in Erinnerungen leben. »Warum?«, frage ich: »Versucht es doch! Was damals ging, geht heute noch!«

Das ist nicht weltfremd. Das ist gut begründet. Nicht nur in den Erfahrungen des Herbstes 1989. Auch in den viel älteren Erfahrungen der Menschen, die in der Bibel aufgeschrieben sind. Man muss sie nur zusammenbringen, zusammendenken. Ich versuche es. Das Ergebnis gehört für mich zu den angenehmen Überraschungen. Es passt!

Ich versuche es immer wieder, manchmal unvermittelt. Die Bibel wird, je länger ich diese Bereiche zusammendenke, geradezu ein Lehrbuch für gute Politik heute. Man braucht nicht fromm

oder gläubig zu sein, um das zu entdecken. Man muss sich nur darauf einlassen, muss zusammenbringen, was nur scheinbar nicht zusammen gehört. So entstehen Ideen für die Veränderungen von morgen.

Für mich sind es nicht nur die Erfahrungen aus DDR-Zeiten und die der »Wende«, sondern auch die eines Christen im alltäglichen politischen Geschäft, die ich zusammenbringen muss. Es sind die Erfahrungen von Erfolg und Niederlagen, Erfahrungen mit Menschen, für die ich Verantwortung trug, denen da unten und denen da oben. Es sind Erfahrungen aus Wahlkämpfen und Machtkämpfen, Erfahrungen mit Medien. Sie haben auch Wunden hinterlassen und fragen nach Gewissenhaftigkeit und Schuld. Manchmal erfordern sie auch die polemische Auseinandersetzung, die sich ein Politiker im Amt nicht leisten kann. Diese neue Freiheit genieße ich. Schließlich sollen die Ideologien benannt sein, die nach dem Zusammenbruch des Sozialismus Macht über uns gewinnen und ihren Sieg feiern, die neuen und die alten Missionare.

Ohne Denkarbeit freilich geht es nicht, wenn es zum Beispiel um das Wesen Globalisierung geht oder die Macht zur Veränderung. Manchmal muss man die Feuerbach-These von Karl Marx wieder auf die Füße stellen. Er meinte ja: »Die Philosophen haben die Welt nur interpretiert. Es kommt darauf an, sie zu verändern.« Ich glaube, wer sich von den radikalen Veränderungen heute nicht überrollen lassen will, der muss die Welt neu interpretieren. Wenn wir sie nicht neu verstehen, werden wir die Veränderungen nicht gestalten können. Darum aber geht es mir in diesem Buch: um Verstehen und Verständigung, aus denen die Kraft zum Gestalten wächst. Das kann Spaß machen, manchmal vielleicht auch Mühe. Aber immer zielt es auf die 3 %, die Veränderungen möglich machen.

Im Frühjahr 2007

Reinhard Höppner

Wir bleiben hier

Ort der Erinnerung

THESE | Wenn die von mir erlebte Geschichte nicht in der Geschichte meines Landes vorkommt, dann fühle ich mich heimatlos. Wir müssen die Geschichte Ost und die Geschichte West zusammendenken zu einer gemeinsamen deutschen Geschichte.

Die eigene Erfahrung wird zur Geschichte. Die Zeit vergeht. Man sucht Erlebtes in den Geschichtsbüchern. Aber es ist dort nicht zu finden. Das Bild, das dort gemalt wird, ist nur eine schlechte Kopie des Originals, das sich mir ins Gedächtnis eingepägt hat, abrufbar in unendlich vielen Geschichten. Geschichten, die meine Erfahrung geprägt haben. Es sind nur Bruchstücke eines Mosaiks, ich weiß es. Anspruch auf das Ganze kann ich nicht erheben. Und doch bedrückt mich, wenn mich bei der Darstellung der DDR-Zeiten das Gefühl beschleicht, ich hätte doch 40 Jahre in einem anderen Land gelebt. In der Geschichte des Landes, in dem ich jetzt lebe, in der seit 1990 neuen Bundesrepublik, kommt die DDR ohnehin kaum vor. Als sie 50 wurde, die Einheit gab es immerhin schon neun Jahre, blätterte ich in den zu diesem Anlass reichlich erschienenen Bildbänden. Von der DDR, dem Teil Deutschlands, in dem ich 40 Jahre lang gelebt hatte, gab es darin nur Bilder vom Fall der Mauer. Es war und ist uns nicht gelungen, die Geschichte Ost und die Geschichte West zu einer gemeinsamen deutschen Geschichte zusammenzudenken.¹

1. Einen gelungenen Versuch hat jetzt Peter Bender unternommen; vgl. *Peter Bender: Deutschlands Wiederkehr. Eine ungeteilte Nachkriegsgeschichte*, Klett-Cotta, Stuttgart 2007

Wenn meine eigene Geschichte in der Geschichte meines Landes nicht vorkommt, komme ich mir in diesem Land heimatlos vor. Heimat, dieser Ort der Erinnerung, wo ist er? Ich will ihn finden in der Geschichte meines Landes. Ich will mich wiederfinden. Ich will die Deutungshoheit über diese Geschichte nicht einfach abgeben, weder an die, die da nie gelebt haben, noch an die absichtsvoll zusammengetragenen Akten einer Behörde, die anscheinend diese Geschichte verwaltet. Die Erfahrungen, die wir gemacht haben, sind wichtig für das Ganze. Sie dürfen nicht einfach zu einer Fußnote in deutschen Geschichtsbüchern degradiert werden. Also bleibt mir nichts anderes, als davon zu erzählen, selbst zusammenzudenken, was zusammen gehört. Sonst kann nicht, wie Willy Brandt es so einleuchtend prophezeite, zusammenwachsen, was zusammengehört. Aber die Erinnerung sperrt sich gegen einfache Antworten.

Was war die DDR? Eine kurze Antwort fällt meist nur denen ein, die nie da gewesen sind, die ihr Bild aus den fünfziger Jahren, gefestigt im Kalten Krieg, nicht zu korrigieren brauchten. Der gelernte DDR-Bürger kommt bei der Antwort in Verlegenheit. Eine vierzigjährige Biografie lässt sich nicht auf einen kurzen Nenner bringen nach dem Muster: meine vierzig verlorenen Jahre. Wer das tut, hat beste Chancen, dass die nächsten vierzig im Rückblick ebenfalls verlorene Jahre werden.

Vierzig Lebensjahre lassen sich auch nicht auf die Formel vom Mitläufer oder Oppositionellen reduzieren. Und selbst dort, wo die Berge von Akten des Staatssicherheitsdienstes jemanden als IM, als informellen Mitarbeiter der Stasi offenbaren, ist dies nicht die Beschreibung seines Lebens. Wer wollte Christa Wolf auf den Status einer IM reduzieren? Max Frisch nennt das die Anmaßung der Gegenwart. Er erzählt von einem langjährigen Freund, der plötzlich beim Ladendiebstahl entdeckt wurde und von da an nur noch der Dieb war. Dergleichen Anmaßungen haben wir in den Zeiten der Wende allzu oft erlebt.

Anmaßungen gibt es freilich auch auf der anderen Seite, wo längst Heldengeschichten gesponnen werden von den Revolutio-

nären des Herbstes 1989. Es ist nicht nur Selbstsucht, die solche Geschichten erzählt. Tief vergraben in uns Deutschen ist die Sehnsucht nach einer gelungenen Revolution. Zu viele alsbald korrumpierte Revolutionen haben wir schon erlebt. Die Umbrüche des Herbstes 1989 bieten den Stoff, sie haben das Format, alljährlich wieder erzählt, zu großer Geschichte zu werden. Nur genau hinsehen darf man nicht, dann werden die Konturen unscharf, die Helden schnell zu Randfiguren, auf den fahrenden Zug Aufspringende schnell zu Helden. Wer Heldengeschichten erzählen will, sollte sich die Realitäten lieber vom Hals halten. Das ist eine alte Regel: Ohne hinreichenden Abstand wird niemand heilig gesprochen.

Aber mir geht es nicht um Legenden, mir geht es um das Lernen. Ich war bei den Umbrüchen des Herbstes 1989 ziemlich im Zentrum des Geschehens. Also kann ich mir leisten, an Helden-
denkmalen zu kratzen. Die Arroganz des Außenstehenden kann man mir nicht vorwerfen. Ich möchte auch die mir oft gestellte Frage ehrlich beantworten: Was ist denn aus euren Wendeträumen geworden? Da ist ehrliches und genaues
Erinnern ebenso nötig wie Abstand, der den Horizont weitet. Eine gute Perspektive. Die eigene Geschichte wird kleiner. Der weite Horizont nimmt dem Erlebten aber auch das Zufällige, das immer nur Beliebige. Sinn entsteht, wo Bruchstücke waren.

Das Alte Testament erkennt aus solcher Perspektive das geschichtswirksame Handeln Gottes. So werden dort Lebenserfahrungen zu Glaubenserfahrungen. Die Bibel vermag die zu Geschichten geronnene Erfahrung der Menschen mit ihrem Gott zusammenzudenken mit jeweils gegenwärtiger Geschichtserfahrung. Auch um dieses Zusammendenken, dieses Zusammenerzählen geht es mir. Was damals ging, geht heute noch, das ist meine Erfahrung.

Wendeträume

THESE

Im Herbst 1989 gab es verschiedene Träume, die im Widerstreit miteinander lagen, aber sie haben gemeinsamen die Welt verändert.

Manchmal klingt die Frage etwas vorwurfsvoll: Was ist eigentlich aus den Träumen des Herbstes 1989 geworden? Dann scheint es so, als hätten die Bürgerbewegten, die 1989 auf die Straße gegangen sind und die die friedliche Revolution allem Anschein nach bestimmten, diese Träume inzwischen dem Zeitgeist geopfert. Dabei steckt bereits in der Frage ein Fehler. Es gab in jenem Herbst 1989 nämlich sehr unterschiedliche Träume. Wir haben dafür einigermaßen objektive Zeugen. Die Träume lassen sich ablesen an den Losungen, die die verschiedenen Demonstranten in jenen Wochen auf ihre Plakate geschrieben hatten und die sie teilweise lautstark skandierten.

Die Ersten, die schon vorher anlässlich der Leipziger Messe aufgetreten waren, riefen: »Wir wollen raus!« Solche Sprüche kannten die DDR-Oberen. Der Wunsch von Menschen, die DDR in Richtung Westen zu verlassen, hatte diesen Staat zeitlebens begleitet. Flucht und Vertreibung waren das Grundmuster der Konfliktregelung in der untergegangenen DDR. Es begann bereits nach der Bodenreform mit den Großgrundbesitzern, dem Landadel. Es setzte sich fort mit den jungen Leuten, die nicht studieren durften, mit den Unbequemen von 1953, schließlich bis zum Mauerbau mit den zwangskollektivierte Bauern. In den achtziger Jahren waren es, spektakulär mit Biermann beginnend, die zum Teil zwangsweise ausgebürgerten Oppositionellen.

Der Ruf »Wir wollen raus«, der die frühen Demonstrationen 1989 begleitete, war zwar für die DDR ärgerlich, erschien aber nicht lebensbedrohlich. Das kannte man. Deswegen war Anfang der sechziger Jahre, als es zu viele wurden und die Ökonomie zusammenzubrechen drohte, die Mauer gebaut worden. Der reißende Fluss wurde wieder zum Rinnsal. Gerade in den achtziger

Jahren hatte es dann eine wachsende Zahl von Ausreiseanträgen gegeben. Schließlich waren 1989 die Botschaften der Bundesrepublik Deutschland in Budapest, Warschau, vor allem aber in Prag voll von »Ausreisewilligen«. Damit wusste die DDR umzugehen, auch wenn die wachsende Zahl sie beunruhigte. »Wir weinen ihnen keine Träne nach«, hatte Erich Honecker noch in jenem Herbst vollmundig verkündet. Diese Ausreisewilligen verkörperten den Traum, möglichst schnell so zu leben »wie im Westen«.

Dann allerdings wurde es wirklich revolutionär. Es kamen Demonstranten, die riefen: »Wir bleiben hier.« Damit beginnt Veränderung, dass Menschen nicht weglaufen, sondern sich den Problemen hier und jetzt stellen und die Gestaltung der Gesellschaft selbst in die Hand nehmen. Und so war der Ruf »Wir sind das Volk« die konsequente Folge. »Wir sind das Volk« – ein urdemokratischer Satz, in dem sich das demokratische Selbstbewusstsein der Bürgerbewegten artikuliert. Die Macht lag auf der Straße und wurde von ihnen beherzt aufgesammelt und in die Mitbestimmung an den Runden Tischen verwandelt. Ihr Traum war nicht der der Wiedervereinigung. Noch fünf Tage vor dem Mauerfall gab es in Berlin die größte Demonstration, die die DDR je gesehen hat. Über eine halbe Millionen Menschen demonstrieren auf dem Alexanderplatz mit selbst gemalten Plakaten. Keines enthielt die Forderung nach der Einheit Deutschlands. Der Traum dieser Menschen war die Umgestaltung der DDR in eine freie und gerechte Gesellschaft.

Freilich gab es noch eine dritte, oft unterschätzte Strömung, die zur Implosion der DDR beigetragen hat. Mir ist das deutlich geworden bei einer mehr zufällig entstandenen Begegnung mit einem Mitglied des ZK der SED. Ich habe die Geschichte oft erzählt, weil sie mir fast unglaublich erscheint und doch der beste Beweis dafür ist, wie innerlich ausgehöhlt die DDR schon war. Sie ereignete sich Anfang Juni 1989, wenige Tage nachdem die chinesische Führung ihre Opposition mit einem Massaker auf dem Platz des himmlischen Friedens niedergeschlagen hatte, und vier Monate vor der ersten größeren Demonstration in der

DDR. Zu dieser Zeit dachte noch niemand an ihren Zusammenbruch.

Meine Frau und ich trafen den Ersten Sekretär der Bezirksleitung der SED Potsdam, Herrn Jahn, mit seiner Frau in einem Café. Die eher private Atmosphäre ermutigte mich, ihn zu fragen, was denn aus der DDR werden solle, wenn der Sozialismus immer mehr an Anziehungskraft verliert. Er antwortete: »Das weiß ich nicht.« Als ich wissen wollte, wo denn darüber nachgedacht würde, antwortete er ebenso: »Ich weiß es nicht.« Das waren beides ehrliche Antworten, denn heute wissen wir: Es wurde nirgendwo ernsthaft darüber nachgedacht. So fragte ich ihn schließlich, was denn seine Alternative sei. Zu meinem großen Erstaunen sagte er: »Die Alternative ist die Wiedervereinigung Deutschlands.«

Die DDR-Oberen hatten ihren Staat offenbar bereits zu diesem Zeitpunkt aufgegeben. Sie wussten nur noch nicht, wie sie es ihren alten Herren im Politbüro beibringen sollten. Als ich daraufhin, mein großes Erstaunen nicht verbergend, erwiderte: »Das kann doch nicht ihre Alternative sein«, war seine Antwort: »Nein, das können wir unseren alten Genossen nicht antun.« Sie, die großen Erbauer des Sozialismus, steckten offenbar damals schon in einer ausweglosen Sackgasse. Ihre Träume von der historischen Mission der Arbeiterklasse waren am Ende. Sie wussten nicht einmal, wie sie ihren Ausstieg aus der Geschichte bewerkstelligen sollten.

Die DDR brach zusammen, sie implodierte, weil sie hohl war, ohne Zukunft und ohne Visionen. In den Sprüchen Salomo steht die Weisheit: »Ein Volk ohne Visionen geht zu Grunde.« Luther übersetzt diese Stelle: »Ein Volk ohne Weissagung wird wüst und wild.« Das bedeutet, nach innen hohl, nach außen aggressiv. Diese Erfahrung aus den Sprüchen Salomo gehört zur Lebenserfahrung der Wendegeneration gelernter DDR-Bürger. Die Visionen freilich, die die Menschen an die Stelle der Vision vom Sieg des Sozialismus setzten, waren sehr unterschiedlich. Die einen wollten nur schnell im Gelobten Land, im Westen, ankommen. Die anderen, die an einer neuen, gerechten und solidarischen Gesell-

schaft bauen wollten, waren in der Minderheit. Der Wind blies ihnen sehr bald ins Gesicht, dann auch in dieser freien, sich rasant verändernden Welt.

Der Wind der Veränderung

THESE

Die Veränderungen des Herbstes 1989 waren ein Zeichen dafür, dass die Zeit der Abgrenzung vorbei ist.

Sieht man nicht nur auf die Strömungen, die im Herbst 1989 politische Gestaltungskraft entfalteten, sondern tritt man etwas weiter zurück und schaut sich die Entwicklung aus historischer Perspektive an, dann stellt sich heraus: Die Umbrüche des Jahres 1989/90 waren ein Schritt in einem noch längerfristigeren, die Menschheitsgeschichte prägenden Prozess. Das Wort dafür kam erst Anfang der neunziger Jahre auf und ist seitdem in aller Munde: Globalisierung. Ein Glitzerwort, das schnell ideologisch missbraucht wurde. Dabei signalisierte es zunächst nur: Die Zeit der Abgrenzung ist vorbei. Fortschritt hinter einer Mauer ist nicht mehr möglich. Der Wirtschaft steht von nun an die ganze Welt offen zum Produzieren und Verkaufen, grenzenlos und scheinbar auch schrankenlos.

Wer hat das erreicht? Das waren doch nicht die »Revolutionäre des Herbstes 1989«! Da waren grundlegendere Kräfte am Werke. Eine Ironie der Geschichte, dass beim Zusammenbruch des Sozialismus ausgerechnet Karl Marx, der Urvater des Sozialismus, sich wohl bestätigt gefühlt hätte mit seiner These, die uns als grundlegendes Entwicklungsgesetz unserer Gesellschaft gelehrt wurde: Die Produktivkräfte entwickeln sich weiter und erzwingen sich neue Produktionsverhältnisse. Die Produktivkräfte, das waren Handy und Internet, all diese neuen Kommunikationsmittel. Das Internet kennt keine Mauern mehr. Die Versuche, Zensur in ihm auszuüben, sind letzten Endes zum Scheitern verurteilt. Die neuen Produktivkräfte erzwingen sich neue Produktionsverhältnisse.

Diskutierte man in den siebziger und achtziger Jahren im Zusammenhang mit dem Helsinki-Prozess noch heftig über die Frage, ob und wie viele westliche Zeitungen man in die DDR einführen könne bzw. müsse, so kann heute praktisch jeder jede Zeitung der Welt in wesentlichen Teilen im Internet lesen. Wer hätte ein modernes Land von einer solchen Entwicklung abkoppeln können? Nein, der Fall der Mauer war unvermeidlich. Die Zeit der Abgrenzung war vorbei. Die »Revolutionäre« des Herbstes 1989 haben eigentlich nur den Zeitpunkt mitbestimmt und mit ihrem Engagement dafür gesorgt, dass es ein friedlicher Übergang wurde. Das ist viel, aber es ist doch weniger, als manche Heldenlegende uns heute vormachen möchte.

Die weltweite Perspektive macht nicht nur bescheidener. Sie lässt auch lächeln über manche, diese Veränderungen kommentierende Bemerkung in Ost oder West nach dem Motto: »Das haben wir nicht gewollt« oder »Wir sind doch gar nicht gefragt worden«. Wichtiger noch ist: Wir haben gelernt, die Globalisierung ist kein unabänderliches Schicksal. Sie ist eine Gestaltungsaufgabe. Zwar kann man den Wind nicht ändern. Aber man kann die Segel so setzen, dass das Schiff in die richtige Richtung fährt. Man muss sich nicht treiben lassen durch die Stürme der Zeit. Das freilich setzt voraus, dass man weiß, in welche Richtung man segeln will, hart am Wind oder, nur um möglichst schnell voranzukommen, einfach in Windrichtung, im main stream der Zeit.

Täuschungen und Enttäuschungen

THESE

Der Austausch von Ideologien bringt keine Befreiung. Was besser ist, muss noch lange nicht gut sein.

In welche Richtung wollen wir segeln? Darüber bestand auch im Herbst 1989 keine Einigkeit. Und so kam der demokratische Gestaltungswille auch sehr schnell an seine Grenzen. Der Satz »Wir

sind das Volk«, dieser urdemokratische Satz, in dem der Souverän, das Volk, seinen Machtanspruch anmeldete, verwandelte sich wenige Tage nach dem Mauerfall in den Satz »Wir sind *ein* Volk«. Dieser Satz klingt in einem lange geteilten Land zwar sehr sympathisch. Was aber damals kaum jemand merkte: Er enthielt auch schon den Keim der Abgabe von Gestaltungsverantwortung an andere, an die Bundesrepublik und die Bundesregierung. Der Traum war, die starke und reiche Bundesrepublik solle den maroden Staat DDR schnell wieder in Schuss bringen und dafür sorgen, dass man auch im Osten Deutschlands leben könne wie im Goldenen Westen. Den freilich kannten die DDR-Bürger nur aus dem Fernsehen. Zunehmend mehr Bürgerinnen und Bürger der DDR hatten das riesige Konsumangebot dann auch bei den Westreisen persönlich sehen können. Die Schattenseiten dieser scheinbar goldenen Welt freilich hatten die DDR-Bürger dabei nicht im Blick. So konnten sie im Dezember 1989 lautstark skandieren: »Kommt die D-Mark nicht zu uns, gehen wir zur D-Mark hin«. Ich bin seitdem nicht mehr zu den Montagsdemonstrationen gegangen. Der Tanz ums Goldene Kalb hatte schon begonnen.

Wen wundert es also, dass die nachfolgende Entwicklung bestimmt war von Illusionen. Viel zitiert wurden die von Helmut Kohl angekündigten »blühenden Landschaften«, die im Osten entstehen würden. Die zusammenbrechenden Industrielandschaften waren ein Kontrastbild dazu. Auch den äußerlich mit ihren Straßen und Häusern aufblühenden Städten und Dörfern fehlt bis heute der solide wirtschaftliche Hintergrund. Die Infrastruktur ist zu groß für die abnehmende Bevölkerung. Bei 20 % Wohnungsleerstand müssen reihenweise Häuser abgerissen werden. Die Hälfte der Schulen ist geschlossen worden. Wir haben uns getäuscht und sind getäuscht worden. Es machte sich Enttäuschung breit.

Die nachhaltigste Enttäuschung aber ist wohl, dass viele dachten, die Zeit der Ideologien wäre nun vorbei. Kein Sozialismus oder Kommunismus mehr. Wir sind im Reich der Freiheit angekommen, in dem jeder sein Schicksal selber bestimmen kann.

Stattdessen feiert der Neoliberalismus seinen Sieg. Ihm sind scheinbar keine Grenzen mehr gesetzt. Der Markt hatte gesiegt. Er schien die Probleme der Gesellschaft am besten zu lösen. Hatte seinerzeit der Sozialismus den Markt durch die Politik ersetzt, durch staatliche Plankommissionen und wirtschaftsleitende Entscheidungen des Politbüros, so wurde und wird jetzt Schritt für Schritt die Politik durch den Markt ersetzt. Hauptaufgabe der Politik scheint es zu sein, alles aus dem Wege zu räumen, was den Markt auf seinem Vormarsch stören könnte. Segeln gegen diesen Wind scheint aussichtslos.

Der Austausch von Ideologien ist eben keine Befreiung. Bei meinen vielen Besuchen in Unternehmen ist mir besonders deutlich aufgefallen, wie nahtlos viele Menschen im Osten die alte Ideologie durch eine neue ersetzt hatten. Wenn die DDR-Wirtschaftsfunktionäre, die jetzt Manager eines »westlichen« Unternehmens waren, mir die Geschichte ihres Betriebes erzählten, dann funkelten ihre Augen geradezu, wenn sie sagten: »Und als wir dann von der Planwirtschaft in die Marktwirtschaft kamen ...«. Sie waren stolz darauf, wie problemlos sie die sozialistische durch die neoliberale Ideologie der Marktwirtschaft ausgetauscht hatten. Wer aber einmal dem »Gesetz vom Sieg des Sozialismus« misstraut hatte, das uns in der Schule als »objektives Gesetz« gelehrt wurde, vergleichbar dem vom freien Fall, der freilich ist heute auch kritisch, wenn uns jetzt die Gesetze der Globalisierung als unabänderliche Gesetze gelehrt werden, die uns anscheinend keine Gestaltungsräume mehr lassen. Er merkt deutlicher, wie sehr bereits die neue Ideologie in alle Ritzen der Gesellschaft eingedrungen ist. Wir sind wirklich nicht mit dem Untergang des »real existierenden« Sozialismus, mit der Befreiung von einer den Menschen nicht gerecht werdenden Lehre, in einen ideologiefreien Raum gekommen.

Manchmal stelle ich mir vor, ich könnte einen Funktionär der Marktwirtschaft ähnlich wie damals den SED-Funktionär aus dem ZK fragen: »Was wird eigentlich aus unserer Welt, wenn der neoliberale Fortschrittsglaube immer mehr an Anziehungskraft

verliert?« Ich fürchte, er würde, wenn er ehrlich wäre, auch antworten: »Ich weiß es nicht.« Schlimmer noch: Wenn ich mir die Parteien aller Couleur ansehe und mich frage: »Wo wird denn darüber nachgedacht?«, dann muss ich ehrlicherweise sagen: »Ich weiß es nicht.« Ich erlebe eine Politik nach Kassenlage. Sie denkt oft nicht einmal mehr bis zur nächsten Wahl, sondern nur noch bis zur nächsten Sitzung des Vermittlungsausschusses. Der wesentliche Druck kommt nicht mehr von der Straße, sondern aus der Wirtschaft, die die Durchsetzung scheinbar unabänderlicher Globalisierungsgesetze fordert.

Die Ostdeutschen freilich erlebten sehr schnell die Schattenseiten der Marktgesetze: Deindustrialisierung und hohe Arbeitslosigkeit. Erst jetzt haben sie das Gefühl, dass das, was in ihren Staatsbürgerkundebüchern über den Kapitalismus zu lesen war, tatsächlich stimmt. Inzwischen spüren wir keineswegs nur im Osten sehr deutlich: Die Armen werden ärmer, die Reichen werden reicher, die Schwachen bleiben auf der Strecke. Es gibt einfach zu viele Verlierer in dieser vom Markt dominierten Welt. Und die Möglichkeit, diese Marktmechanismen zu beeinflussen, scheint nicht nur für die Bürgerinnen und Bürger, sondern auch für die nationalen Regierungen immer geringer zu werden. Kaum einer glaubt zum Beispiel noch daran, dass »die Politik« in der Lage wäre, die hohe Arbeitslosigkeit wirklich nennenswert zu senken. Ist damit auch die Demokratie am Ende? Was können wir tun?

Die Chancen der doppelten Erfahrung

THESE | Die Erfahrungen aus zwei Gesellschaftssystemen sind eine große Chance. Wenn 3 % sich einig sind, dann können sie wirklich etwas bewegen.

Die Menschen im Osten Deutschlands haben zwei unterschiedliche Gesellschaftssysteme hautnah erfahren. Sie haben einen

Umbruch erlebt, der sich inzwischen als Teil eines größeren Umbruchs erweist. Sie haben damit eine besondere Chance – und, wie ich finde, auch eine besondere Verpflichtung. Sie haben die Chance, diese doppelte Erfahrung in die Suche nach einem gerechteren Zusammenleben der Menschen einzubringen. Sie haben gelernt, dass 3 % (viel mehr waren es nicht) engagierter Menschen Verhältnisse auf zivilem und friedlichem Weg verändern können, wenn die Zeit dazu reif ist. Sie haben, als die Chancen dazu noch nicht abzusehen waren, angefangen, darüber nachzudenken, welche Welt sie wollen. Die Christen haben dazu im »konziliaren Prozess für Frieden, Gerechtigkeit und Bewahrung der Schöpfung« ihren Beitrag geleistet. Die ökumenische Versammlung in der DDR, die in drei Treffen vom Februar 1988 bis zum Mai 1989 Christen aller Konfessionen in Dresden und Magdeburg zusammenführte, war ein Ort, an dem vorgedacht und Mut gemacht wurde, sich auf Veränderungen einzulassen. Viele der Forderungen dieser Versammlung fanden sich später in den Programmen der neu gegründeten Parteien wieder.

Es ist wieder an der Zeit, sich um den nächsten Schritt, also um diese 3 % zu kümmern, die bereit sind, sich in die grundlegende Veränderung der Verhältnisse einzubringen. Das Argument: »Dafür findest du doch keine Mehrheiten« zählt nicht. Die Suche nach einem gerechteren Zusammenleben der Menschen – und das war ja der Grundimpuls des Sozialismus – ist nach dem Zusammenbruch des »real existierenden Sozialismus« noch lange nicht erledigt. Politikverdrossenheit als Flucht vor der Wirklichkeit ist keine angemessene Antwort. Auch solche Flucht haben wir lange genug erlebt und vielleicht zu lange ertragen. »Probleme verstecken heißt Probleme hecken«, heißt es in einem Sprichwort. Probleme offen anzusprechen hat eine befreiende Wirkung. Das gehört zum Schatz unserer Erfahrungen. Mich erinnert es an das Wort der Bibel: »Die Wahrheit wird euch frei machen.«

Ein paar Spielregeln für diese Suchbewegung nach einem gerechteren Zusammenleben der Menschen möchte ich festhalten: Nicht alles glauben, was da an scheinbaren Wahrheiten verkün-

det wird. Uns wurde damals das Gesetz vom Sieg des Sozialismus nahezu als unumstößliches Naturgesetz verkündet. Dann brach diese Welt zusammen. Wer dem Gesetz damals misstraute, der ist vielleicht heute besser dagegen gefeit, auch den flotten Sprüchen von dem alles regulierenden Markt zu misstrauen. Fortschritt lässt sich nicht ermessen an dem Wachstum des Brutto-sozialproduktes. Wir müssen uns vor allem um das kümmern, was die Lebensqualität der Menschen verbessert. Wenn die Gesellschaften zerfallen und der Zusammenhalt nicht mehr da ist, dann werden die Verunsicherungen und Zukunftsängste wachsen. Die Aufregungen bei Verbraucherskandalen und Naturkatastrophen, die hilflosen Versuche, den Terrorismus durch die Einschränkung von demokratischen Freiheiten zu sichern, das alles wird die Dinge langfristig nur schwieriger machen. Wir müssen wegkommen von dem Trend, alle Bereiche unseres Lebens zu ökonomisieren.

Dazu brauchen wir in der Gesellschaft eine Debatte darüber, wie wir leben wollen. Was ist eigentlich wichtig und worauf könnte man ganz gut verzichten? Muss man eigentlich bei jedem Wettlauf, der von den Werbegiganten in Bewegung gesetzt wird, mitlaufen? Wer sich an dieser Debatte beteiligt, schlägt Schneisen in die Zukunft. Und dabei soll sich niemand von dem Argument beeindrucken lassen, mit solchen Gedanken könne man doch keine Mehrheiten gewinnen. Noch einmal: Auch die friedliche Revolution des Herbstes 1989 ist – bevor die Mitläufer hinter den Gardinen vorkamen – von kaum mehr als 3 % der Bevölkerung gemacht worden. Kümmert euch also um diese 3 %. Wenn 3 % sich tatsächlich einig sind und in die gleiche Richtung denken, dann können sie wirklich etwas bewegen. Das jedenfalls hat mich dieser Herbst gelehrt. Und ich halte das nicht für einen Traum, sondern für eine Realität, die wieder zu Veränderungen führen kann. Manchmal muss man länger darauf warten. Aber es lohnt sich, vorzudenken und im richtigen Moment zur Stelle zu sein.

Manchmal überfällt selbst Engagierte das Gefühl von Vergeblichkeit. Das haben auch die wenigen Christen erlebt, die sich

an einigen Stellen wöchentlich zum Friedensgebet trafen. Woche für Woche standen wir im Magdeburger Dom vor dem Barlachdenkmal, um für den Frieden in der Welt und für die Erneuerung unserer Welt zu beten. Es waren immer nur wenige, und manchmal haben sie sich gefragt, ob das denn alles einen Sinn hat. Aber dann, im Herbst 1989, waren genau diese Friedensgebete der Ausgangspunkt für die friedliche Revolution. Und ich bin sicher, diese Tatsache, dass ihr Ausgangspunkt in den Friedensgebeten der Kirchen lag, hat wesentlich dazu beigetragen, dass diese Revolution gewaltlos blieb, dass in jenem Herbst kein Blut geflossen ist. Tut das, was ihr als notwendig erkannt habt, auch wenn der Erfolg zunächst nicht sichtbar ist und auf sich warten lässt. Es kommt eine Zeit, wo genau dies gebraucht wird.

Ein Zweites wird sicherlich noch unterschätzt. Es könnte ein wesentliches Element einer sich verändernden Demokratie sein. Wir bestimmen heute schon an vielen Stellen unsere Wirklichkeit mehr durch unser Konsumverhalten als durch die Abgabe von Stimmzetteln bei der Wahl. Als die Umweltschützer gegen die Versenkung einer Bohrinsel von Shell in der Ostsee protestierten, hatten sie zunächst wenig Erfolg. Als aber an den Tankstellen von Shell der Umsatz zurückging, reagierte das Unternehmen sofort und ließ von seinem Vorhaben ab. Das Verhalten von Konsumenten ist die stärkste Waffe gegen unsolidarisches oder umweltschädliches Verhalten von Unternehmen. Es ist wirksamer als manches mühsam verabschiedete Gesetz. Das gehört zu den demokratischen Herausforderungen der Zukunft: herauszubekommen, wie die Menschen ihren Willen, ihre Vorstellungen von gutem Leben wirksam in die politischen und wirtschaftlichen Abläufe unserer Welt einbringen können. Da wird noch manches ausprobiert werden. Es wird nicht alles gelingen. Aber einen Versuch ist es doch wert.

Als Günter Schabowski am 9. November 1989 beiläufig in einer Pressekonferenz verkündete, dass ab sofort jeder DDR-Bürger ohne Angabe von Gründen in den Westen reisen dürfte, da machten sich Tausende von DDR-Bürgern unverzüglich zu den